

# Wunderschöne Lenzburger Ferienzeiten zu Beginn unseres Jahrhunderts : aus den Erinnerungen von Wolfgang Leupold (1895-1986)

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **65 (1994)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918015>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Wunderschöne Lenzburger Ferienzeiten zu Beginn unseres Jahrhunderts

Aus den Erinnerungen von Wolfgang Leupold (1895 – 1986)

---

*Im Zusammenhang mit der Einweihung des neuen Zentralsekretariates des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins und eines Gertrud-Villiger-Keller-Zimmers hat die Stapferhaus-Leitung den Kontakt zu einem Urenkel von Gertrud Villiger-Keller aufgenommen. Auf diese Weise sind die Jugenderinnerungen eines Enkels des Ehepaars Villiger nach Lenzburg gelangt. Wolfgang Leupold hat sie im Alter von fast 90 Jahren für seine Nachkommen auf Band gesprochen. Über Gertrud Villiger-Keller, die langjährige Präsidentin des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, ist in den letzten Jahren in Lenzburg wiederholt schriftlich und mündlich berichtet worden. Ihr Mann, Fidel Villiger-Keller, war Jurist, Lenzburger Stadtammann und von 1890 bis 1906 Verwaltungsratspräsident der Hypothekarbank Lenzburg. Über seine grossen Verdienste um die Stadt Lenzburg im Zusammenhang mit dem Konkurs der Nationalbahn wird im dritten Band der Lenzburger Stadtgeschichte ausführlich berichtet. – Den Nachkommen, den Herren Urs und Rudolf Leupold, danken wir für die Erlaubnis, diese Erinnerungen hier auszugsweise zu publizieren.*

*H. N.*

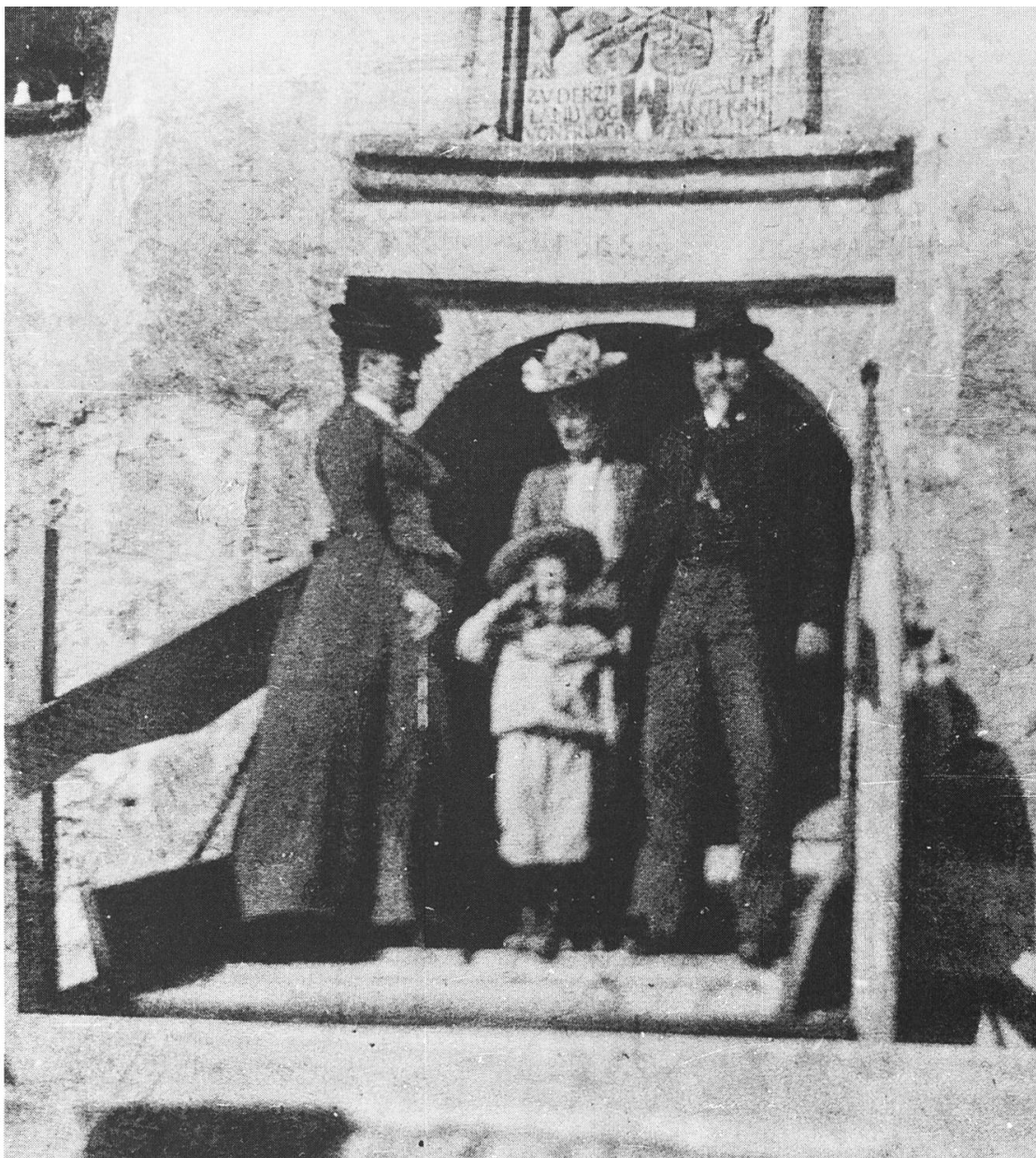
An der Ausfallstrasse von Lenzburg gegen Osten, gegen Othmarsingen, steht auf der Nordseite das alte Gasthaus «Krone». Von dessen Wirt am Ende des 18. Jahrhunderts stammen wir – via die Ringier in der Burgalde – auf der Frauenseite ab. Gegenüber der «Krone» stehen zwei alte Häuser, durch den Anfang des steilen Aufstiegs zum Schlossberg getrennt. Das linksgelegene Haus, ein grosser kubischer Block, heisst «Steinbrüchli» und steht tatsächlich in einem alten Molassesandsteinbruch. Zum «Steinbrüchli» gehörten nebst dem Wohnhaus eine Scheune, ein Wasch- und Hühnerhaus, ein kleiner Gemüsegarten und zuoberst, gegen den Schlossberg, das «Mätteli», ein mit Obstbäumen bepflanztes Wiesenstück. Hinter einer Stützmauer über der Ausfallstrasse lag ein viereckiges Plätzchen, das «Lindenplätzchen», das mit schönen Linden und Kastanien bepflanzt war. Hier verbrachte man im Sommer bei schönem Wetter den ganzen Tag. Auf der Strassenseite des Steinbrüchlihauses befand sich zwischen Haus und Strassenmauer eine schmale Terrasse, wo im Sommer die grossen Kübel mit den Oleander- und Granatbäumen standen. Hier holte sich



*Das «Steinbrüchli», das Wohnhaus der Grosseltern Villiger und Wolfgang Leupolds Ferienparadies. Rechts das sogenannte «Lindenplätzchen». Aufnahme 1908.*

mein Grossvater, der Stadtammann, am Jugendfest jeweils eine Granate, die er ins Knopfloch steckte. Alle diese Gebäude, Grundstücke und Plätzchen gehörten zur Landschaft meiner Ferientage. Weil mein Vater sehr oft wochenlang abwesend war – er wirkte in Militärschulen als Instruktor –, gingen meine Mutter und ich regelmässig nach Lenzburg zu den Grosseltern in die Ferien. Die Grosseltern wohnten im Hauptgebäude im ersten Stock in einer Sechszimmerwohnung, in der mein Grossvater auch sein Anwaltsbüro hatte. Im Parterre befand sich das Büro mit dem Schalter der Spar- und Leihkasse Lenzburg, von der mein Grossvater ein Promotor und Aktionär gewesen ist. Dieser Bank gehörte die ganze Liegenschaft, und meine Grosseltern waren im ersten Stock nur eingemietet, hatten aber das Benutzungsrecht über einen Teil der Scheune, den Gemüsegarten, das Waschhaus, das Mätteli und das Lindenplätzchen.

Auf der Bergseite des Hauses hatte die Wohnung im ersten Stock eine lange Holzlaube. Am einen Ende dieser Holzlaube war das Hüsli. Es hatte eine lange Bank mit einem Erwachsenen-Loch und einem kleineren Kinder-Loch. Meine Grossmutter, die ja langjährige Präsidentin des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins gewesen ist und von diesem Verein bei irgendeinem Jubiläum eine goldene Uhr geschenkt bekommen hatte, ging auch nachts hinaus auf das Hüsli. Und irgendwie – es ist schwer zu verstehen, weil sie doch die Uhr an einer Kette um den Hals trug –, die



*Die Grosseltern Gertrud und Fidel Villiger-Keller mit Tochter Marie Leupold-Villiger und Enkel Wolfgang Leupold. Auf der Zugbrücke des Schlosses Lenzburg 1899.*

Uhr fiel also in das Hüsli hinunter bis ins Güllenloch. Nun hatte mein Grossvater als Stadtammann Beziehungen zu der grossen aargauischen Strafanstalt ausserhalb von Lenzburg, und es war Brauch, dass er im Herbst für das Leeren des Güllenlochs die Sträflinge von der Strafanstalt anfordern konnte. Also hat man bei diesem Verlust der goldenen Uhr auch sofort Sträflinge kommen lassen, und die haben das Güllenloch geleert, um nach der Uhr zu suchen, und dazu die Gülle wie sonst im Herbst üblich in den Gemüsegarten der Grossmutter getragen. Merkwürdigerweise fanden die in ihren gestreiften Sträflingskleidern erschienenen Männer die Uhr nicht. Aber was geschah: Im nächsten Frühjahr pflanzte die Marie, das Dienstmädchen, in diesem Garten Kopfsalat. Und als meine Grossmutter einmal hinausging, um dort einen Kopfsalat zu holen, was sah sie: Auf einem Salatkopf war die goldene Uhr emporgewachsen, und mit grosser Freude wurde sie wieder gesehen.

Am andern Ende der Holzlaube gegen den Schlossweg hinaus lagen auch zwei wichtige Räume, die ineinander gingen. Zuerst eine sogenannte Schwarzzeugkammer. Zu dieser Zeit pflegte man ja die Haushaltwäsche – Küchenwäsche, Bettwäsche und Unterkleider – nur alle paar Monate einmal in einer sogenannten «Buchi» als Gesamtes zu waschen. Dafür wurden dann Waschfrauen in das Waschhäuschen angeheuert. Also wurde die schmutzige Wäsche monatelang aufbewahrt für dieses Waschfest, und den betreffenden Raum nannte man die Schwarzzeugkammer.

Am hinteren Ende der Schwarzzeugkammer war wieder eine Türe, und diese ging in einen kleinen Raum. Dieser war von meinem Onkel Viktor, dem ältesten Bruder meiner Mutter, zu Zeiten seiner Kantonsschuljahre und wahrscheinlich noch während seines Studiums als Chemiker als chemisches Labor eingerichtet, und auf Gestellen standen grosse Reihen von Flaschen mit allen möglichen Ingredienzen. Als er einmal mit uns zusammen in Lenzburg war und ich schon genügend Interesse zeigte, hat er uns in seinem alten Labor ein paar Experimente vorgeführt. Viel später haben wir in diesem chemischen Labor eine hohe Büchse mit Schwarzpulver gefunden und sie für unsere Streiche benutzt.

Es gab in dem grossen Haus noch einen weiteren Stock, und dort wohnte die sogenannte Tante Fanny<sup>1</sup>, eine unverheiratete Frau älteren Datums, die aus der Familie Hünerwadel stammte und allgemein Tante Fanny genannt wurde. Eine ziemlich schrullige Person mit merkwürdigen Gewohnheiten und Eigenschaften und einer alten Haushälterin namens Elise. Wir waren öfters oben bei der Tante Fanny, die immer aus demselben Glas dieselben alten Brezeln und Guezi servierte.

Meine Grossmutter sass an allen schönen Tagen, eingehüllt in eine Rauchwolke, auf dem Lindenplätzchen. Denn eine grosse Mode war damals der Tiefbrand, überhaupt die Brandmalerei mit Aluminiumstiften, die durch Zupumpen von Benzingas zum Glühen gebracht wurden und mit denen man auf Holz zeichnen konnte. Der Tiefbrand war eine Besonderheit, indem man ein paar Millimeter ins Holz eindringen und so Dekorationen im Relief in das Holz einbrennen konnte. Das geschah unter Begleitung einer grossen Rauchwolke, und in dieser Rauchwolke verwandelte meine Grossmutter jede Kiste in ein Holztiefbrand-Kunstwerk, das dann als Kästchen oder Etagère dienen konnte.

Wenn sie nicht mit dieser Kunst beschäftigt war, so befanden sich meist eine Anzahl wichtiger Damen des Frauenverein-Vorstandes bei ihr; ältere Damen, wie damals üblich, in langen schwarzen, wallenden Gewändern und mit sogenannten «Kaputen» auf dem Kopf. In Lenzburg waren es hauptsächlich die Damen aus der städtischen Aristokratie, die merkwürdi-

<sup>1</sup> Zu Fanny Hünerwadel vgl. Peter Mieg, Steinbrüchli-Idylle, in Lenzburger Druck 1949.

gerweise alle Schwarz, Weiss und Roth hiessen. Meine Grossmutter sass auch da in einem wallenden Gewand von dunkler Farbe. Diese Kleider waren damals Mode als sogenannte Reformkleidung der Frauen, und das hing zusammen mit dem Jugendstil. Das Gesetz der ewigen Wiederkehr, wie es von Nietzsche stipuliert wird, kann durch nichts so gut illustriert werden wie durch die Mode, wie ja auch die heutigen Rauschbärte und Röhrlihosens nichts anderes sind als eine Kopie der Romantik zur Zeit von Louis Philippe in Frankreich.

An warmen Sommerabenden sassen meine Grosseltern zusammen mit meiner Mutter auf der schmalen Terrasse mit den Oleander- und Granatbäumen, während ich bereits im Gastzimmer ins Bett gebracht worden war. Obwohl ich durch das Fenster, das auf die Terrasse hinausging, meine Mutter und die Grosseltern ganz deutlich sprechen hörte, fürchtete ich mich, in der Dunkelheit allein in der Wohnung zu sein, und wie Marcel Proust ruhte auch ich nicht, bis meine Mutter noch einmal zu mir hinaufkam und mich tröstete.

Die Nachbarliegenschaft gehörte einer Familie Eich. Diese bestand in meinen frühen Kinderjahren aus zwei älteren unverheirateten Geschwistern: einem Mann, von dem ich nur noch weiss, dass er ein grosser Jäger gewesen ist, und seiner Schwester Frieda, die wir das Friduxli nannten und der wir manchen harmlosen Schabernack spielten. – In der unteren Wohnung des Eich-Hauses wohnte während meiner Primarschuljahre – also ungefähr zwischen 1901 und 1905 – eine Witwe Zeiler mit einem um sechzehn, siebzehn Jahre alten Sohn Gustav, der mir damals sehr imponierte. Dieser Gustav trat später in die Geschäftsleitung der Conservenfabrik ein. Schliesslich gründete er in Lenzburg eine eigene Kartonagefabrik. Die Frau Zeiler heiratete nämlich später einen Compagnon dieser Conservenfabrik<sup>2</sup>, Gustav Henckell, der andere Compagnon hiess Roth, so dass die Firma also Henckell und Roth hiess, was im neuen Firmennamen «Hero» verewigt wurde. Später ist zur Conservenfabrik noch eine Fleischwarenfabrik hinzugekommen, die ursprünglich einem Vetter meines Vaters namens Rohr gehörte. – Mit ihrer Heirat zog die Frau Zeiler mit ihrem Sohn aus dem Eich-Haus aus, und die Henckells bauten sich ein Haus nach der neuesten Jugendstilmode.<sup>3</sup> Meine Mutter war mit der Frau Henckell gut bekannt, und so besuchten wir sie öfters in der neu erbauten Villa. Auch das Interieur war im Jugendstil ausgebaut, alle Wände wiesen pflanzliche Dekorationen auf. Kein anderes Jugendstil-Objekt – ausgenom-

<sup>2</sup> Gustav Henckell und Gustav Zeiler (Vater) sind die Gründer der Hero Conserven (1885/86). Gustav Zeiler starb aber bereits 1889, seine Witwe heiratete später den einstigen Compagnon ihres Mannes.

<sup>3</sup> Angelrainstrasse 2.

men die Jugendstil-Metroeingänge in Paris – ist mir so deutlich in Erinnerung geblieben wie das Interieur des Henckell-Hauses.

In die leerstehende Wohnung im Eich-Haus zog daraufhin eine Witwe Amsler ein, Witwe eines Arztes aus Wildegg. Diese Frau Amsler hatte drei Söhne: der älteste war schon aus der Schule und ging ins Hotelfach, der mittlere, Fredy, war ein Jahr älter, und der jüngste, Eugen, zwei Jahre jünger als ich. Der Fredy war ein unternehmungslustiger Extravertierter, der Eugen hingegen ein stiller Introvertierter. Das waren meine beiden natürlichen Kameraden in meinen frühen Ferienjahren der Progymnasialzeit. Wir haben alle Streiche kollektiv ausgeführt, und der Fredy war genial im Erfinden solcher Streiche.

Bei Regenwetter war uns die Holzlaube im ersten Stock ein beliebter Aufenthaltsort. Meine Grossmutter hatte von einem Schreiner aus dicken Brettern ein wunderschönes und sehr grosses Gampi-Ross anfertigen lassen, dessen Kopf sie ebenfalls mit Brandmalerei-Augen und -Schnauze verziert und darauf das ganze Ross mit weisser Farbe angestrichen hatte. Auf diesem Gampi-Ross war Fredy Amsler natürlich im Reiten der Kühnste, und man musste immer Angst haben, dass er mit seinem Schwung das Gampi-Ross zum Überkippen brächte. Ein Hauptspass war natürlich, dass dieses Gampi-Ross auf der Holzlaube einen grossen Krach machte. Aber oft erschien irgend jemand von der Familie und rief: «Ihr müsst aufhören, die Herren von der Spar- und Leihkasse können nicht mehr rechnen!»

Was später aus dem Eugen geworden ist, weiss ich nicht. Aber von Fredy weiss ich es. Er wurde zum Kaufmann ausgebildet, und es entsprach ganz seinem Temperament, dass er als Pflanzer nach Niederländisch-Indien ging, dort in Nord-Sumatra, in der Gegend von Atjeh, auf einer Tabakplantage arbeitete und zum Direktor avancierte. Bei unserer Ausreise nach Niederländisch-Indien fuhr unser Dampfer wie üblich bei der Fahrt entlang von Sumatra in den Fluss von Medan hinein bis zu der Stadt Medan, wo im «Medan-Hotel» der berühmte Versammlungsort aller Tabakpflanzer von Atjeh gewesen ist. Dort telephonierten wir Fredy Amsler und verbrachten den Abend zusammen. Später, am Ende des Krieges, als die Japaner wieder fort waren und die Holländer versuchten, ihr Niederländisch-Indisches Reich zurückzuerobern, gab es Eingeborenen-Aufstände, die die Holländer veranlassten, ihr Vorhaben aufzugeben. Bei einem solchen Plantagenarbeiter-Aufstand in Atjeh wurde Fredy Amsler ermordet.

Im Jahr 1906 musste mein Grossvater ins Kantonsspital Aarau überführt werden, wo er auch starb. Meine Grossmutter blieb zunächst allein in der Wohnung im Steinbrüchli zurück, später erforderte eine Altersdepression einen Kuraufenthalt. Nach ihrer Genesung mietete man für sie in Bern in unserer Nähe eine Wohnung, später kehrte sie mit einer netten Tessinerin

als Dienstmädchen nach Lenzburg zurück. Nach einer gewissen Zeit zog meine Grossmutter zu ihrer jüngeren Tochter nach Ludwigshafen am Rhein, wo Onkel Fredy, ihr Mann, als Hauptingenieur in der IG-Farbenfabrik tätig war. Dort bekam die Grossmutter eine gefährliche Mittelohrentzündung, die zum Tod führte. Dadurch also fanden meine schönen Ferientage in Lenzburg ein vorläufiges Ende.



*Die junge Feriengesellschaft im grossen Mieg-Wohnhaus (heute Volksbank), Herbst 1915.  
V.r.n.l.: Grossmutter Mieg, Aerni Mieg, Margrit Mieg, Liesel Kienast,  
Marc Hünerrwadel (stehend), Wolfgang Leupold, Peter Mieg, Hedwig Kienast.*

Doch einige Jahre später lebten die Lenzburger Ferientage auf eine ganz andere Weise wieder auf: Meine Mutter hatte eine Schulkameradin in Lenzburg, das war die gleichaltrige Frau Mieg, eine geborene Hünerrwadel – wie man in Lenzburg sagte: «eine Hünerrwadel hinter der Kirche»<sup>4</sup>. Die Miegs stammten aus dem Elsass, und die Mutter von Herrn Mieg, die auch im selben Haushalt lebte, sprach richtiges Elsassisch. Herr Mieg war Kaufmann und betrieb als Direktor eine grosse Nahrungsmittel-Importfirma in Lenzburg, die während des Ersten Weltkrieges natürlich beträchtliche Schwierigkeiten hatte, weil alle Importe von den Alliierten kontrolliert wurden und nur über den der Schweiz zugestandenen Importhafen Sète in Südfrankreich abgewickelt werden konnten. Das Ehepaar

<sup>4</sup> Diese Herrschaftshäuser «hinter der Kirche» wurden für den Neubau der Hypothekarbank Lenzburg abgerissen.



Mieg-Hünerwadel hatte drei Kinder: Aerni, der Älteste, der Kaufmann wurde wie sein Vater, das Margritli und zuletzt Peter, den Komponisten. Die ältere Schwester von Frau Mieg, Frau Kienast-Hünerwadel, war in Zürich verheiratet und hatte zwei Töchter.

Durch meine Mutter also lernte ich nicht nur die Mieg-Familie kennen und war dort in ihrem grossen Haus am Schulhausplatz in den Ferien, sondern auch die Kienast-Mädchen, die ebenfalls als Gäste im Hause lebten. Oben in dem turmähnlichen Aufsatz des Hauses lagen die Gästezimmer, wo wir alle einquartiert waren. Zu diesem Jungvolk gehörten auch die Vettern der Kienast-Mädchen und der Mieg-Kinder, nämlich die Söhne eines, wenn ich mich recht erinnere, Basler Stadt-Architekten: Markus, Mark genannt, und Hardy. Beide studierten bereits, wie ich übrigens auch, also muss der Wiederanfang der Lenzburger Ferien nach 1914, in der Zeit des Ersten Weltkrieges erfolgt sein. Mark studierte in Basel Petrographie, und er ist auf dasselbe Angebot an ausländische Geologen eingegangen wie ich, so dass wir durch einen wundersamen Zufall zusammen in den wenigen Kabinen des Frachtdampfers «Geokia» nach Niederländisch-Indien fuhren.

Öfters war die ganze Bande bei den Grosseltern, nämlich dem betagten Ehepaar Hünerwadel, sogenannten «hinter der Kirche», zum Zvieri eingeladen. Etwas besonders Hübsches war die Tatsache, dass die Miegs einen Rebberg am Goffersberg ausserhalb von Lenzburg besaßen und dort ein Rebhaus, das uns an schönen Tagen ein besonders beliebter Aufenthaltsort war.

Niemand von der älteren Generation nahm an den schon merkwürdig emanzipierten Sitten der jungen Feriengesellschaft Anstoss. So sass an Regentagen, wenn wir drinnen bleiben mussten, die damals ungefähr zwölfjährige Liesel mir die meiste Zeit auf dem Schoss. Im Rückblick erkennt man deutlich in dem Verhalten von uns damaligen Jugendlichen das Ende der viktorianischen Zeit, oder, historisch genauer, der eduardischen Zeit. Es ist aber auffallend, dass diese Verhaltensänderung bloss im gesellschaftlichen Verhalten stattfand und nicht im politischen, wie dies heute der Fall ist. Und auffallend ist, wie wenig eigentlich, wie ich schon konstatierte, die Viktorianer wegen unserer damaligen Manieren reklamiert haben.

Auch diese zweiten Lenzburger Ferienzeiten waren wunderschön. Ich weiss nicht mehr, wie viele es waren. Denn nicht nur das Studium, sondern auch die Ferien wurden damals konstant durch die Aufgebote in den Grenzbesetzungsdienst unterbrochen.